

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 128.

Samstag, 2. Juni.

1928.

Im langen Bruch.

Roman von Heinz Alfred von Dörn.

(Nachdruck verboten.)

Urheberrecht durch Stuttgarter Romanzentrale C. Ackermann,
Stuttgart.

1. Kapitel.

Jochen von der Lütke schritt den schmalen Büschsteig entlang. Durch das Blätterdach der alten Buchen fielen schimmernd verirrte Sonnenstrahlen und zauberten grüngoldige Reflexe auf das weiche Waldmoos. Droben im Geäst ruckte ein Wildtauber, und von der Schlagfläche herüber klang das heisere „Hi-äh — Hi-äh“ eines Mäusebussards. Sonst störte kein Laut die Stille des Zulinnachmittages, nur von irgendwo, aus weiter, weiter Ferne, kam das Geräusch eines rollenden Zuges herüber.

Gleich Säulen ragten die mächtigen, grausilbernen Stämme empor, von Flechten behangen, und die weit ausladenden Äste wölbten sich zu einem Dom. Lautlos und unhörbar versank jeder Tritt in dem Humusboden des sorgfältig glatt gehärteten Steiges.

Zwischen weißgerasterten Anemonen und blaugelbem Löwenzahn schimmerten die roten, noch unreifen Früchte der Preiselbeeren, kleine Fichtenhorste waren in das Altholz eingeprengt, und hin und wieder leuchtete das schneeige Weiß einer einzelnen Birke auf.

Ein Eichhörnchen huschte an dem Stamm eines Baumes empor, drückte sich in eine Astgabel, wippte mit der buschigen Rute und äugte neugierig herab. Im Vogensflug strich ein Schwarzspecht über die Schneise, klebte gleich darauf an der rissigen Borke eines alten Überständers und hämmerte in die morsche Rinde, daß die Späne flogen.

Der Hochwald lichtete sich. Eine weite, sanft abfallende, von einem kleinen Rinnsal durchzogene Wiesenschlänke breitete sich aus, die Grenze zwischen dem Lütke'schen Gut Brieskow und der gräßlich Steinrück'schen Herrschaft Steinrück.

Vor wenig mehr als Jahresfrist hatte Jochen von der Lütke, der bis dahin als Oberleutnant bei den Gardesularen stand, nach dem Tode seines Vaters die Besorgung übernommen, und wenn ihm auch in dem langjährigen Inspektor Bollmann sowie den Förstern Rehler und Unger erprobte Beamte zur Seite standen, so dauerte es doch Monate, ehe er sich nur einigermaßen eingearbeitet hatte. Eine Kleinigkeit war es nicht, das achtausend Morgen große Gut, das zur reichlichen Hälfte aus Wald und Seen bestand, zu bewirtschaften, aber wo nur ein Wille ist, ist auch ein Weg, und Jochen hatte keinen Augenblick gezögert, sich den an ihn herantretenden Pflichten mit allen Kräften zu widmen.

Verkehr gab es in der Gegend ohnehin nur wenig. Das kleine, zehn Kilometer entfernte Kreisstädtchen Adrom hatte keine Garnison, und sonst kamen eigentlich nur der Amtsrat Lohmeier, der seit einem Viertelsjahrhundert die Domäne Gleuzig gepachtet hatte, und Graf Kurt Steinrück auf Demmin sowie Forstmeister Rosenow in Brieskow in Frage.

In früheren Jahren hatten zwischen Graf Albert Steinrück auf Steinrück und den Brieskowern herzliche Beziehungen bestanden, aber dann, vor ungefähr einem Jahrzehnt, war die Freundschaft ganz plötzlich und unheilbar in die Brüche gegangen. Was eigentlich der Anlaß hierzu gewesen war, hatte Jochen niemals erfahren. Seitdem herrschte zwischen den Nachbarn eine

Art Kriegszustand. Bei den Jagden hieß es: „Bitte hier, an der Grenze, Hahn und Henne abzuschießen!“ Jeder Grenzbock wurde zu einem Streitobjekt, und wenn es sich gar um einen jagdbaren Hirsch handelte, dann hatte das Forstpersonal Tag und Nacht keine Ruhe, um den Geweihten zu bestätigen.

Fast noch schlimmer wurde es, als Graf Albert vor zwei Jahren einen leichten Schlaganfall erlitt, der ihn zwang, sich größte Schonung aufzuerlegen und für lange Zeit auf die Ausübung der Jagd zu verzichten. Nun blieb der Abschluß gänzlich den Beamten überlassen, und fast kein Tag verging, an dem es nicht an der Grenze knallte. — Zwar hatte Jochen kurz vor der Übernahme des väterlichen Gutes den Versuch gemacht, wenigstens ein leidlich verträgliches Verhältnis anzubahnen, aber er war bei seinem Besuch in Steinrück gar nicht angenommen worden und hatte sich darauf beschränken müssen, seine Karte abzugeben.

So blieb eben alles beim alten, und als Rehler vor einigen Tagen gemeldet hatte, daß ein guter Bock auf der Bruchwiese an der gräßlichen Grenze austrete, da gab Jochen Anweisung, den Sechser, der doch über kurz oder lang von einem Steinrück'schen Beamten abgeschossen werden würde, keinesfalls zu schonen. Aber, wie gewöhnlich in solchen Fällen, wollte es nicht klappen; der Bock zog erst spät abends bei schwindendem Büchsenlicht zur Jagd, bald stand er diesseits, bald jenseits der Grenze, und ein Anpürschen war in dem flachen Gelände, das keinerlei Deckung bot, ganz ausgeschlossen. Schließlich riß Jochen die Geduld, und der heutige Büschgang sollte dem alten Schlaumeler gelten.

Gleich einer Kreisrunden, feuerflüssigen Scheibe versank das Tagesgestirn am westlichen Horizont und lange, tiefischwarze Schlagschatten warfen die Randbäume auf das smaragdene Grün der Wiese.

Hinter einem Wacholderstrauch hatte Jochen den Jagdstuhl in den weichen Waldboden eingerammt und suchte nun mit seinem scharfen Prismenglas die Bruchwiese ab. Wie zarte Stiderei hoben sich von dem lichten Grün das lilafarbene Schaumkraut, dunkelviolette Rudolfsblumen und gelbe Sumpfdotterblumen ab.

Ein Hase hoppelte zur Jagd, „im langen Bruch“ drüben zeterte ein Eichelhäher, irgend etwas mochte die Aufmerksamkeit des gesiederten Waldspions erregt haben. Eine kleine Haselmaus nestelte in den Zweigen des Wacholders, äugte Lütke aus ihren blinkenden, schwarzen Auglein an und „husch“ war sie verschwunden.

Der „lange Bruch“ wurde von den Bauern und Rättern gemieden, vor Jahren sollte hier ein Mord an einem Förster begangen worden sein, und die Leute behaupteten steif und fest, daß es „scheuche“. Begreiflicherweise taten die Forstbeamten alles, um diesen Aberglauben durch Erzählungen und gescheitliche Verbreitung von Schauer Geschichten zu fördern, und der Erfolg bestand darin, daß das Wild sich mit Vorliebe in diesem ungestörten Revier teil einstellte. Ob an den Gerüchten etwas Tatsächliches war, konnte nicht mehr festgestellt werden, schließlich war das ja auch ganz gleichgültig, wenn das Wild nur seine Ruhe hatte.

Aus dem Grün der Wieſe hob ſich ein roſtroter Fleck, Lüge nahm das Glas hoch, ein Schmalreh und etwas weiter drüben, ſchon im „Feindlichen“, eine Ride mit zwei weißgeſleckten Rüggen.

Jochen zog die Uhr, es war zehn Minuten vor einhalb acht, nun hätte der Bod eigentlich bald kommen können, denn im Beſtand dunkelte es ſchon, und in einer halben Stunde war es mit dem Büchſenlicht vorbei.

Ein Ziegenmelſer ſtrich am Waldrand entlang, ſo tief, daß ihn Lüge mit der Hand hätte greifen können. In den Erlen des „langen Bruch“ baumte glodend ein Faſanenbahn auf, und im Gſten krieg blaß und glanzlos die unvollkommene Scheibe des Mondes empor. Am weſtlichen Horizont zogen ſich violette, roſafarbene und ſpangrüne Streifen entlang, ein letztes ſahles Ausleuchten ſäumte purpurn die Wipfel, dann erloſch es, und leiſe, loſe breitete die Dämmerung ihre Fittiche über die ruhende Natur. — Noch einmal ſuchte Jochen die Wieſe ab, da, es riß ihn ordentlich herum, da drüben ſtand der Bod, nur etwa zehn Gänge vom Grenzgraben entfernt, wie eine Scheibe!

Elfenbeinweiß ſchimmerten die Spitzen der breit ausgelegten Stangen, die handhoch die Lauſcher überragten, unwillkürlich klopfen Lühes Pulſe ſchneller, würde der Kapitale den Graben überfallen?! Würde dann das Büchſenlicht noch reichen, um einen ſicheren Schuß zu ermöglichen?! Denn wenn der Bod über die Grenze ſchlüpfte, war er verloren, da Steinrück nie und nimmer eine Nachſuche geſtatten würde.

Nur um Minuten konnte es ſich handeln! Blötzlich warf der Bod auf, ſicherte ſcharf nach dem „langen Bruch“ hinüber, zwei — drei Fluchten, nun ſtand er dieſſeits des Grabens, Jochen hob die Büchſe, Korn und Rümme deckten das rote Blatt, langſam krümmte ſich der Zeigefinger, aber im gleichen Augenblick dröhnte ein peitschenhiebartiger Knall durch den Forſt, vielfaches Echo wehend, und wie vom Bliß erſchlagen brach der Kapitale in ſeiner Fährte zuſammen!

Sekundenlang war Lüge wie erſtarrt, das bedeutete doch den Gipfel der Unverſorenheit, ihm den Bod hier, auf Briekower Gebiet, vor der Naſe wegzuwildern, wenn es nicht der Steinrückſche Oberförſter Wagner geweſen war, dann konnte es nur einer der Unterbeamten ſein, aber der Kerl ſollte ihm nicht ſo ohne weiteres davonkommen, das war eine Gelegenheit, wie ſie ſich ſo bald nicht wieder bot! Jochen ſicherte die Büchſe und ſchob ſich vorſichtig noch näher an den Waldrand heran.

Drüben im „langen Bruch“ knakte es wie von eiligen Schritten, bei der lautloſen Stille war auch das leiſeſte Geräuſch deutlich vernehmbar, nun teilten ſich die Zweige — und ein junges Mädchen, in graugrünem Jagdrock, ein Lodenhütchen auf den braunen Loden, die leichte Büchſenflinte umhängt, trat auf die Wieſe, ſah ſich wie ſuchend um und eilte dann zu dem verendeten Bod, neben dem ſie niederkniete, mit zitternden Händen die reich gepulverten ſtarken Stangen betastend.

Unwillkürlich hatte Lüge einen halblauten Ruf der Ueberräſchung ausgeſtoßen, das konnte nur, nein, das mußte Gräfin Hertha ſein, die kleine, wilde Hertha, mit der er als Junge im Steinrückler Park geſpielt, auf dem Briekower See gerudert hatte, dieſelbe Hertha, von der er, als er nach Köſlin ins Kadettenhaus kam, tränenreichen Abſchied genommen hatte, die ihm einen vier Seiten langen Brief voller Kleckſe ſchrieb und dann, vor nun beinahe zehn Jahren, nach Lauſanne in Penſion kam, kurz ehe der jähe Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen erfolgte!

Wie alt mochte ſie jetzt wohl ſein, hm, er war zwölf Jahre geweſen, ſie acht, alſo mußte ſie nun dreißig-zwanzig zählen, nicht mehr zu jung, vor vier Jahren war ſie zurückgekehrt, und allgemein hieß es, daß ſie und ihr Better Kurt, der Demminer, ein Paar werden würden. Tatſache war jedenfalls, daß Hertha Steinrück mehr Freier als die ſelige Penelope hatte, aber ſie ſollte ein Bild ohne Gnade ſein, und mehr als einer mußte mit einem zierlich geflochtenen Körbchen abziehen.

Gräfin Hertha als Wilddiebin! Jochen mußte lächeln, das war ein ſeltener Fang, und beſſer konnte er dem alten Grafen ſeine kühle Abweiſung nicht heimzahlen, als wenn er jetzt mit voller Strenge vorging,

der Tatbeſtand lag ja ganz klar, denn der Bod war gut zwanzig Schritte dieſſeits des Grabens geſchoſſen worden, und Unkenntnis der Grenzen ſchützt nicht vor Strafe.

Lüge richtete ſich auf und ſetzte mit langen Schritten über die Wieſe. „Guten Abend, Gräfin!“

Beim Klang der Stimme fuhr Hertha zuſammen.

„Jochen! — Herr von der Lüge! — Wie, — wie kommen Sie denn hier her?“

„Sehr einfach, in derſelben Abſicht wie Sie, Gräfin, ich wollte mir den Grenzbod holen, na, wenn ich ihn auch nicht ſelbſt ſchießen konnte, ſo bekomme ich doch wenigſtens die Krone, ſie iſt wirklich kapital!“

Das junge Mädchen lachte.

„Ich werde mich ſchön hüten, Ihnen die Krone herauszurücken, mein erſter Bod, ſehen Sie nur, die Kugel ſitzt tadellos Blatt!“

Jochen hatte Mühe, ſeine ernſte Miene beizubehalten.

„Trotzdem muß ich Sie bitten, Gräfin, mir nicht nur den Bod, ſondern auch das Gewehr auszuliefern, denn Sie ſind ſich doch wohl darüber klar, daß Sie den Bod auf meinem Revier gewildert haben?!“

„Ge — — —, was?! — Gewildert?!“ Hertha war ganz blaß geworden, und ihre großen, tiefblauen Augen richteten ſich mit dem Ausdruck unglaublichen Schreckens auf Lüge.

„Allerdings! Oder ſollten Sie wirklich nicht wiſſen, daß der Graben die Grenze bildet?“

„Jochen, — — Herr von der Lüge, Sie ſcherzen! Nicht wahr, Sie wollen mich nur zum beſten haben?!“

„Bedauere, ich ſpreche im vollſten Ernſt, und da es Ihr Herr Vater war, der die Anbahnung des früheren freundschaftlichen Verkehrs in ſchroffer Form ablehnte, muß ich auf meinem guten Recht beſtehen!“

(Fortſetzung folgt.)

Die Fäliſchung von Edelſteinen.

Von Artur Franz Kaufel.

Zwei Umſtände ſind es, welche die Fäliſchung von Edelſteinen ſo verlockend geſtalten: zunächſt iſt das Fäliſchen von Edelſteinen inſolge ihrer Koſtbarkeit ſehr gewinnbringend, dann aber verringert die unter den Käufern nur in geringem Maße verbreitete Sachkenntnis die Gefahr der Aufdeckung der Fäliſchung außerordentlich. Das Fäliſchen von Schmuckſteinen wird deshalb auch ſchon ſeit alten Zeiten betrieben; die älteſten Nachrichten darüber finden ſich in den Schriften des römischen Schriftſtellers Plinius, ſind alſo beinahe 2000 Jahre alt. Für die Erkennung der echten Edelſteine von den unechten gibt es u. a. Merkmale an, die noch heute im Juwelhandel vielfach als Baſis zur Beurteilung der Steine in dieſer Hinſicht dienen. So erwähnt er z. B., daß ſich echte Edelſteine in den Mund oder zwiſchen die Rippen genommen, im Gegenſatz zu unechten kalt anfühlen. Auch die im Innern der Imitationen häufig vorkommenden — heute allerdings durch die fortgeſchrittene Technik vermeidbaren — Unregelmäßigkeiten nennt er ſchon. Ja, ſogar das Doublieren, Untermaſen und Unterlegen war damals ſchon bekannt, wie aus ſeinen Schriften zu entnehmen iſt. Das zu Fäliſchungen verwandte Material war im Altertum und im Mittelalter Glas. Beſonders im Mittelalter, jener Zeit der Beutelschneider, wurde grobſtäbig gefäliſcht, wofür man ſich leicht einen Beweis ſchaft, wenn man die heute noch in Muſeen erhaltenen Goldſchmiedearbeiten, Schmuckſtücke und Kunſtgeräte aus jener Zeit einer genauen Prüfung unterzieht.

Meiſter der Fäliſchkunſt waren im Altertum, im Mittelalter, wie auch übrigens heute noch, die Inder. Die aus Europa ſtammenden Imitationen des Mittelalters ſind durchwegs plump ausgeführt, ob es ſich nun um Glasſteine oder Doubletten oder mit farbiger Folie verſehene Bergkriſtalle handelt. Bei dem heutigen fortgeſchrittenen Stand der Technik und der Wiſſenſchaft hat man alle Mittel zur Hand, die Fäliſchungen vollkommen zu machen und tut dies auch in einem Maße, daß zur Unterſcheidung der echten von den unechten Steinen umſtändliche Unterſuchungen nötig geworden ſind. Mit der Vervollkommenung der Fäliſchungsmethoden Hand in Hand ging deren Verbilligung, ſo daß man heute nicht mehr wie im Mittelalter nur die ſeltenſten, auch daher koſtbarſten Edelſteine nachahmt, ſondern auch die weniger ſeltenen wohlfeiler imitiert, als ſie als Naturſteine im Handel erhältlich ſind.

Das zur Nachahmung der durchſichtigen Steine verwandte Material iſt „Pierre de Straſſe“; man würde aber

irren, wollte man, nach dem Namen urteilend, erwarten, es mit einer französischen Erfindung zu tun zu haben. Der Name „Stras“ rührt von einem Wiener namens Strasser her, der sich um die Bervollkommnung dieses Glasflusses — denn nichts anderes ist Stras, früher in ähnlicher Zusammensetzung „Mainzer Glasfluß“ genannt — sehr verdient gemacht hat. Reiner Stras ist so farblos, besitzt so hohe Lichtbrechung, ein solches Farbenzerstreuungsvermögen und solchen Glanz, daß er sich vortrefflich zur Imitation des Diamantes eignet. Man nennt solche Diamantimitationen „Simili“. Glanz und Feuer der Similibdiamanten wird noch erhöht, die Ähnlichkeit mit dem echten Diamanten wird noch täuschender, wenn der Glasfluß unter Hinzufügung von Thallium hergestellt wurde. Die Similibdiamanten haben aber eine Schwäche, und diese wird ihnen bald zum Verräter: das ist ihre geringe Härte. Sie erreichen im besten Falle den Härtegrad 5, nützen sich also im Gebrauch bald ab. Die Kanten werden stumpf, die polierten Flächen blind.

Oberflächlich und unmaßgeblich wäre also eine Probe auf Echtheit, die sich nur auf der allgemein bekannten Verwendbarkeit der Diamanten zum Glasschneiden aufbaut. Viele Käufer versuchen den fraglichen Stein zu prüfen, indem sie mit ihm Glas schneiden wollen. Abgesehen davon, daß ein geschliffener Diamant niemals Glas schneiden, sondern es höchstens ritzen kann, denn um zu schneiden braucht er unbedingt eine natürliche, gebogene Kante, ritzen auch Imitationen in den weitaus meisten Fällen Glas, ja, sogar Glasimitationen tun dies, wenn sie noch nicht abgenützt sind, d. h. wenn sie noch scharfe Kanten haben.

Farbige Edelsteine werden imitiert, indem man den Stras in der Schmelze das der Farbe entsprechende Metall-oxid zusetzt. Da es mit Hilfe besonderer Maschinen möglich ist, solche Glassteine in größerer Anzahl auf einmal zu schleifen und zu polieren, lohnt es sich, auch die billigsten echten Steine zu imitieren, denn diese kann man nicht mit der Maschine, sondern nur mit der Hand schleifen, so daß die Bearbeitungskosten bei ihnen weitaus größer sind, als der Stoffwert.

Selbstverständlich ist man darauf bedacht, die Fälschungen so vollkommen als möglich zu gestalten, und man hat in letzter Zeit den Glasflüssen die dem echten Steine entsprechenden chemischen Stoffe zugelegt, z. B. dem Smaragd Beryllumerde. Auch hat man im elektrischen Flammenbogen reinen Beratrikall geschmolzen und durch Zusatz gefärbt. Auf diese Weise erreichte man wohl eine größere Härte der Imitationen, aber ihre Verstellung stellt sich zu teuer und außerdem wird ihr Preis noch durch die infolge der größeren Härte schwierigere Bearbeitung in die Höhe geschraubt.

Zur Imitation der undurchsichtigen Edelsteine werden neben verschiedenen Glasflüssen noch Zelluloid, Galalith, Porzellan, Knochen und Elfenbein (Beintürkis) verwendet.

Die Fälschungsmethode des Auseinanderkittens zweier Steine, auch schon zu Römerzeiten bekannt, ist heute zu großer Vollkommenheit gelangt. Man nennt solche zusammengesetzten Edelsteine „Doubletten“; sie können aus zwei dünnen echten Steinen, oder auch aus einem echten Ober- und einem Glasunterteil bestehen. Während man früher, in der altindischen Epoche, auch undurchsichtige Steine, z. B. die zu Gemmen verarbeiteten, mehrschichtigen Onyxsteine auf diese Weise imitierte, werden heute nur mehr durchsichtige Steine durch Doubletten gefälscht. Bei einer Diamantdoublette besteht der Obertheil meist aus einem echten Diamanten, der Untertheil hingegen aus farblosem Saphir oder Zirkon. Wird zum Untertheil Glas verwendet, so pflegt man dieses an den Obertheil anzuschmelzen, so daß eine Trennung nicht mehr möglich ist. Im Handel ist für Doubletten, die aus einem echten Obertheil und einem unechten Untertheil bestehen, der Name „Mizte“ üblich. Farblose Doubletten erzielt man durch Färbung des Untertheils, durch Einlegen einer farbigen Folie zwischen die beiden Theile oder auch, bei den Hohldoubletten, durch eine im ausgehöhlten Untertheil enthaltene Flüssigkeit. Die Fälscher bringen die „Doubletten“ in der Regel in Fassungen in den Handel, so daß es, besonders für den Laien, sehr schwierig ist, die Fälschung zu erkennen, da dann meist nur der echte Obertheil einer Untersuchung unterzogen werden kann.

Vielfach sucht man auch den Käufer zu täuschen, indem man dem echten Stein einen ähnlich aussehenden, aber minderwertigen unterschiebt, z. B. dem Diamant farblosen Saphir oder Zirkon, dem Smaragd Turmalin. Das ist natürlich nur durch trasse Unkenntnis möglich, und wenn diese Unkenntnis auch bei Juweliern nicht so stark in Erscheinung tritt, so kommt es doch nicht zu selten vor, daß ein Juwelier einen Spinell als Turmalin oder einen rosa Turmalin als rosa Topas verkauft, einfach deshalb, weil er die verschiedenen Steine nicht zu unterscheiden weiß. Er braucht deshalb noch gar keine schlechten Absichten zu haben, denn er handelt meist nach bestem Wissen, da ihm der Stein von seinem Lieferanten unter diesem Namen verkauft wurde.

Durch die im Handel herrschende Willkür der Benennungen der Steine wird den Fälschungen viel Vorhub geleistet. Dieses Chaos unter den Steinamen hat seinen Grund in Versäumnissen früherer Zeiten. Im Altertum wie im Mittelalter wurden die Edelsteine nur nach ihrer Farbe unterschieden; Plinius galt jeder grüne Stein als Smaragd, im Mittelalter hieß jeder leuchtend rote Stein Karfunkelstein. Als man aber merkte, daß Rubin, Spinell und Granat wohl alle von roter Farbe, also Karfunkelsteine waren, sich aber nichtsdestoweniger deutlich voneinander unterscheiden, gab man ihnen Beinamen. Auf diesem Wege entstanden Namen, wie „Schottischer Topas“, „Edeltopas“, „Balasrubin“ u. a. Teilweise erfand man Namen, die die Steine seltener, begehrenswerter erscheinen lassen und das Publikum zum Kauf anregen sollten, z. B. Kapyubin für Granat, Madeiratoropas für einen schönen braunen Topas, Brasilianischer Rubin für roten Turmalin.

Allerdings gibt es heute schon wissenschaftlich festgelegte Tabellen, in denen jeder Stein seinen bestimmten Namen führt, doch haben sich diese wissenschaftlichen Steine im Handel noch nicht allgemein eingebürgert.

Sollte jemand in dieser Besprechung die synthetischen Edelsteine vermissen, so möchte ich zum Schluß meines Aufsatzes darauf aufmerksam machen, daß Imitationen von synthetischen Edelsteinen streng geschieden werden müssen, denn synthetische Steine sind nur auf künstlichem Wege zustande gekommen, sind aber im übrigen aus der gleichen Substanz wie echte, während Imitationen aus minderwertigem Stoff bestehen.

„Gentlemen ohne Hosen.“

Von E. van D'Elzen.

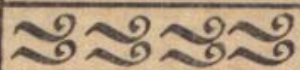
Der größte Teil der malaischen Stämme, welche die Philippinen-Inseln bewohnen, haben durch jahrhundertelange Verührung mit spanischer und seit drei Jahrzehnten auch mit amerikanischer Kultur sich viel von derselben angeeignet. Eine der wenigen Ausnahmen davon sind die Igoroten des nördlichen Luzon. Früher ein kriegerisches Volk, welches manchen harten Strauß mit den Spaniern ausfocht, sind sie unter amerikanischer Herrschaft sehr friedliebend geworden und widmen sich jetzt der Viehzucht. Nebenbei dienen viele ihrer jungen Männer in der amerikanischen Kolonialarmee. Diese setzt sich aus Angehörigen aller Stämme zusammen und ist ganz nach amerikanischem Muster beliebt und ausgerüstet. Als die Tüchtigsten und Tapfersten von ihnen wählen die amerikanischen Offiziere die Igoroten, welche ein eigenes Regiment bilden. Und doch schien ihre Einstellung zuerst durch eine sehr wichtige Kleidungsfrage verhindert zu werden. Sie weigerten sich nämlich, Hosen und Schuhe zu tragen. Nicht nur aus Ungelegenheit, sondern auch aus aberakäubigen Gründen wehrten sie sich dagegen. Die Amerikaner hätten nun gerne in der Schuhfrage nachgegeben, aber Soldaten ohne Hosen, das war doch ihrem puritanischen Sinne gemäß einfach undenkbar. Alles Zureden half nichts. „Entweder keine Hosen oder wir lassen uns nicht anwerben“, dabei blieben die Igoroten. Nun wandte man sich an das Generalkommando in Manila und hier gab man nach. Die Uniform für die Igoroten wurde: Unten nur Leinwandhose, oben Hemd, Waffentrock und Hut. Als nun die Ersten von ihnen auf Urlaub nach Hause kamen, imponierten sie ihren Stammesgenossen sehr. Jeder, der die nötigen Besos hatte, schaffte sich Hemd, Kragen, Krawatte, Rock und Hut an, und bei feierlichen Gelegenheiten spazieren sie so umher. Die „alcaldes“ (Bürgermeister) ihrer Dörfer gingen noch einen Schritt weiter. Ein gewöhnlicher Hut war unter ihrer Würde, nur ein Zylinder tat's für sie. Und oben „a perfect gentleman“, unten so gut wie nichts, sahen sie ihrem Amie nach.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Wangenrot. „Sind rosige Wangen nicht ein Zeichen von Gesundheit?“ — „Man sagt es.“ — „Gestern sah ich eine junge Dame, die war auf der einen Seite viel gesünder als auf der andern.“

Reider unmöglich. „Nein, ich kann Ihre Frau nicht werden. Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als mich zu vergessen.“ — „Das kann ich nicht, ich bin Gedächtniskünstler.“

Schale oder Kern? „Und was gefällt dir am besten?“ fragt die Dame ihren Gatten auf der Modeschau. — „Ich würde die große Blondine dort nehmen“, erwidert er eifrig, „oder vielmehr das rosa Chiffonkleid, mein Liebling.“

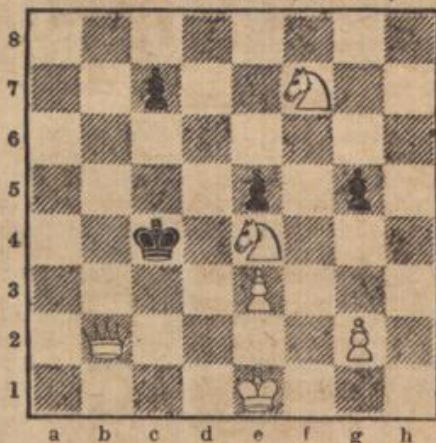


Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

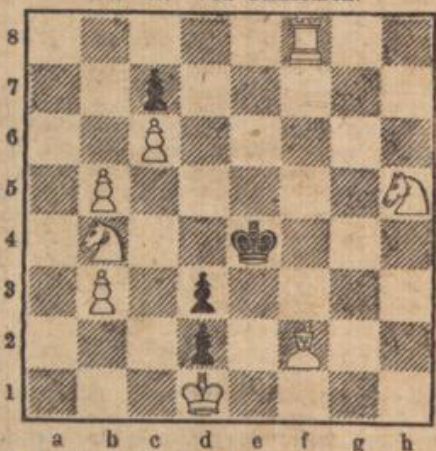
Nr. 45. R. Hollstein, Berlin †.



Weiß: Ke1, Db2, Se4, f7, Be3, g2.
Schwarz: Kc4, Bc7, e5, g5.

Matt in 3 Zügen.

Nr. 46. Von demselben.



Weiß: Kd1, Tf8, Lf2, Sb4, h5, Bb3, b5, c6.
Schwarz: Kc4, Bc7, d3, d2.

Matt in 4 Zügen.

Verschiedenes. In Berlin ist dieser Tage Robert Hollstein im Alter von 74 Jahren gestorben. Von Beruf Schlosser, war er ein Schachkomponist, der es verstanden hat, seinen Werken eine sorgfältige Bearbeitung und einen ansprechenden Inhalt mit auf den Weg zu geben. Die obenstehenden zwei Aufgaben stammen aus seiner Werkstatt.

Großmeister Spielmann antwortet auf die Frage: „Ist der Anzug ein Vorzug?“ Zur Zeit bevorzugt die Eröffnungstheorie die Untersuchung der dem Schwarzen möglichen Verteidigungen; die neuen, in letzter Zeit hier gefundenen Wege, haben für den Anziehenden das Spiel sehr erschwert, sodaß die Eröffnung ihm keinen merklichen Vorteil bietet. Es müßte nun eigentlich eine Epoche einsetzen, die ihre Energie vorwiegend den Wünschen des Anziehenden widmet.

Im Rahmen der Wiener Festwochen findet am 6. Juni auf dem Trabrennplatz in Wien eine Schachpartie mit lebenden Figuren statt. Den Beginn bilden zwei Meisterpartien unter Leitung der Schachmeister Spielmann-Takacs und Grünfeld-Lichtenstein; die Meister übernehmen die Rollen der Könige und ordnen gleichzeitig den Gang der Partien an. Es folgt eine Reiterpartie, die von Kavalleristen des Bundesheeres in historischen Kostümen ausgeführt wird. Den Schluß bildet eine Damenpartie in Form einer Reiterquadrille in Rokokokostümen.

Am Ende des vorigen Jahres ist wohl der größte bis jetzt bekannte Massenkampf vor sich gegangen. Die Beamten der Londoner Zivilverwaltung spielten an ungefähr 500 Brettern gegen andere Schachfreunde Groß-Londons. Sie erlitten eine Niederlage, da sie mit 297½ : 210½ unterlagen.

Staatssekretär z. D. Meister, der Jahre lang dem preußischen Innenministerium angehört hat, ist ein starker Schachspieler und besonders für die Einigung der deutschen Schachverbände tätig.

Der bekannte Schachmäzen, das Mitglied des Mahattan-Chess-Club in New York, Julius Finn, hat aus Anlaß der Teilnahme Capablanca an dem Küssinger Großturnier dem dortigen Verein einen größeren Betrag zur Verfügung gestellt, der, zur einen Hälfte als Preis für die bestgespielte Partie, zur anderen Hälfte als Preis für die schönste Partie dienen soll.

Partie Nr. 11. Kieseritzkygambit.

Weiß: Steinitz; Schwarz: Schlechter.

1. e4—e5, 2. f4—e×f4, 3. Sf3—g5, 4. h4—g4, 5. Se5—Lg7, 6. d4—Sf6, 7. Lc4—d5, 8. e×d5—0-0, 9. Sc3—Sh5, 10. Se2—c5, 11. S×f4—S-g3, 12. Se6. Ein beachtenswerter Zug. 12. ... f×e6, 13. d×e6—L×e6. Schwarz gibt die Figur zurück um den feindlichen Angriff abzuschwächen und gleichzeitig die eigne Entwicklung zu fördern. 14. L×e6+—Kh8, 15. D×g4—S×h1, 16. Le3—c×d4, 17. L×d4—D×d4. Höflich gespielt. 18. D×d4—Sc6, 19. S×c6!—b×c6. Besser wäre wohl 19. L×d4, 20. S×d4—Sf2. 21. Dc4—Tb8, 22. 0-0-0. Eine originelle Verteidigungsmethode. 22. ... L×b2+, 23. Kd2—Sf2, 24. Tb1—Td8+, 25. Ke2—Lg7, 26. Tb7—Td4, 27. D×c6—Te4+, 28. Kd2—Td4+, 29. Ke3—Sd1+. Auf 29. Te4 opfert weiß seine Dame. 30. Ke2—Lh6, 31. Lf7—Td8?!, 32. D×h6. Schwarz gibt auf.

Lösungen: Nr. 40. 1. Sf2—Sf7, 2. D5; 1. ... Ke5, 2. Db5+; 1. ... Kg5, 2. g5; 1. ... Ta6, 2. Sg4+. Nr. 41. 1. Dc8—Kd5, 2. e4+; 1. ... Td2, 2. D×b7+; 1. ... Sf3, 2. e×f3+; 1. ... T×g2, 2. D×c4+. Angegeben von S. Gradstein. Nr. 41 von Ludw. Nickel.



Rätsel



Bilderrätsel. Was antwortet der Student im Bett seinem Freunde auf die Frage: „Wie geht's?“



Magisches Quadrat.

A	A	Ä	CH
E	E	E	E
K	K	R	S
S	S	T	T

Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben: 1. Kartenspiel, 2. Molkereiprodukt, 3. Überrest, 4. Produkt aus Steinkohle.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 123.

Rätselsprung: Von Blüten träufen Baum und Strauch, ich atme würzigen Blumenhauch. Der rauschende Wald und der wallende See, die fernen Berge im simmernden Schnee; die schwellenden Saaten weit und breit, o du fröhliche, selige Pfingstzeit! — **Botanisches:** Pfingstrose.

Richtige Lösungen sandten ein: Annemarie u. Magda Traversa, Walter Emig, sämtl. aus Wiesbaden; Otto Pröckel u. Hahn i. T.